

Ein Tellerwäscher erzählt

Peter Buck

Am 1. Oktober 1959 begann mein Arbeitsverhältnis bei der Offenburger Maschinenfabrik Martin in der Abteilung für Geschirrspülmaschinen. Diesem denkwürdigen Ereignis ging das übliche Bewerbungsgespräch voraus, welches beim Personalleiter im Hauptgebäude von Martin sehr locker und in beidseitigem Einvernehmen stattfand. Eines schönen Morgens um acht Uhr fand ich mich in dem wenig attraktiven Spülmaschinen-Gebäude am Holderstock ein, um als der neue Technische Zeichner von der Mannschaft empfangen zu werden.

Die Spülmaschinenabteilung war ein kleiner Haufen von Büroangestellten und einer ebenso überschaubaren Truppe in der Werkstatt. Insgesamt waren es etwa 60 bis 70 Personen in der Abteilung, welche vom Status her eher einem größeren Handwerksbetrieb als einer Fabrik glich. Dafür war jedoch das „Management“ etwas kopflastig durch zwei Doktoren vertreten, einer für den Vertrieb und einer für den technischen Bereich wie Konstruktion und Fertigung. Mir wurde ein Schreibtisch und Zeichenbrett in der Größe DIN A0 zugewiesen.

Alles in allem waren Gebäude und Büroraum sehr bescheiden. So auch die gewerblichen Räumlichkeiten, also die „Fabrik“ nebenan mit dem Maschinenpark. Der Grund für die Bescheidenheit lag darin, dass der Besitzer, ein Herr Kaufmann die Spülmaschinenabteilung als ein Anhängsel zu dem Hauptgeschäft eher als Hobby betrieb und sie wenig Gewinn abwarf, wenn nicht gar bezuschusst werden musste. Ja, vom hohen Ross des erfolgreichen Werkzeugmaschinenbruders blickte man doch recht mitleidig auf uns Tellerwäscher herab.

So wie die Firma, so mutete auch das Produktsortiment an.



Abb. 1: Werksfassade Martin Spülmaschinen

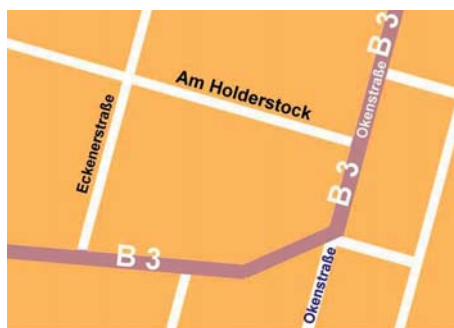


Abb. 2: Lageplan am Holderstock



Abb. 3: Werkhalle

Grob zusammengeschweißte Blechkästen aus verzinktem Stahlblech mit ebenso klobigen Badezimmer-Armaturen sowie Pumpen aus Grauguss von elektrischen Schaltern und Sicherungen aus der Haustechnik angesteuert.

Auch war die Philosophie der Konstruktion nicht unbedingt vom Zwang der Kostenkontrolle heimgesucht. Man bediente sich der veralteten Art, zu bauen, was stilvoll war, die Ecken waren ebenso rund wie teuer in der Fertigung. Viel Chromverzierung lenkte von rostgefährdetem, verzinktem Stahlblech ab. Spülmaschinen aus Edelstahl als die Luxusausführung waren nur wenigen Edulkunden vergönnt. Kostensparende Methoden ließen zu jener Zeit auf sich warten. Der Markt ließ aber auch auf sich warten. Die Gastronomie war in den 1950er Jahren noch weit davon entfernt, rationell und bewusst hygienisch die Spülküchen aufzuräumen.

Zurück ins Büro. Unser Gebäudekomplex am Holderstock war eine ehemalige, stillgelegte Seifenfabrik der Firma Kern.

Daran erinnerten noch vergessene große Blechtonnen, welche im Freien unter unseren Fenstern abgestellt einen penetranten Gestank verbreiteten. Ein Kollege und ich gingen einmal der Geruchsbelästigung auf den Grund und entdeckten in den Tonnen abgetrennte Pferdeköpfe, die von Maden bewohnt und zerfressen zum Himmel stanken.

Unser oberster Chef residierte im vordersten und auch größten Büro am Haupteingang, wenn er nicht gerade mit seiner Sekretärin auf Geschäftsreise war. Er macht in seiner arroganten Art allerdings keinen besonderen Eindruck auf mich. Beispielsweise hielt er es für angebracht, mich an meinem 3. Arbeitstag in der Firma auf dem Flur im Vorbeigehen anzugiften



Abb. 4: Mittagspause

mit der Frage, wer ich eigentlich sei. Meine Antwort lautete spontan, ich kenne ihn ja auch nicht und überhaupt hätte es sich bei neuen Mitarbeitern gehört, dass man sich vorstellt, gerade wenn die Personenzahl so überschaubar war. Diese meine Antwort muss ihm imponiert haben. Er bat mich in sein Büro auf ein ebenso langes wie freundliches Gespräch.

Unser Technischer Doktor hingegen war ein ruhiger, freundlicher und besonnener Zeitgenosse. Er war froh, wenn man ihn in seinem Büro unbehelligt ließ. Was er dort arbeitete, blieb uns, seinen Untertanen verschlossen. Dafür hielt er die Arbeitspausen peinlich genau ein. Wir hätten keine Klingel gebraucht, um zu merken, wann genau die Mittagspause begann. Auch hatte unser Doktor die Angewohnheit, nach Feierabend durch die Werkstatt zu laufen und am Boden herumliegende Schrauben und Muttern aufzusammeln, um sie im Lager in die entsprechende Fächer einzusortieren.

Zu Mittag konnten wir in die Werkskantine von Martin zum Essen gehen. Das Essen war immer frisch gekocht, badisch und für meinen Geschmack sehr gut. Bis auf die Kutteln, die mir zu sehr badisch waren. Übrigens waren die Wände des Speisesaals mit Wandbildern von dem damals noch wenig bekannten Oskar Schlemmer ausgemalt. Beinahe wären sie während einer Generalüberholung mit Farbe übertüncht worden aus Unkenntnis derer, die dereinst das Sagen hatten.

Zurück in die Firma. Wir hatten ein recht gut funktionierendes Betriebsklima. Abgesehen von kleinen Plänkeleien wie sie in anderen Unternehmen auch vorkommen, hatte jeder seine Aufgaben zu erledigen. Die Betriebsmittel waren äußerst bescheiden. Wir technischen Zeichner mussten das Reißzeug



Abb. 5: Im Konstruktionsbüro: (v. l.), Peter Buck, Markus Wörter

(Zirkelkasten) und Rechenschieber von daheim mitbringen. Das war allgemein so üblich. Auch sonst musste man sich mit dem einfachsten begnügen. Taschenrechner gab's nur mit Genehmigung der Geschäftsleitung und Büromaterial war rationiert. Die Büroarbeit war aus heutiger Sicht tiefes Mittelalter, aber man kannte nichts Besseres.

Zu zweit waren wir beiden Konstrukteure damit beschäftigt, unsere Spülmaschinen zeichnerisch auf den höchsten Stand der Technik zu bringen. Dabei mussten wir die Anordnungen unseres obersten Chefs befolgen, der, wann immer er von einem Kunden oder einer Messe zurückkam, uns anwies, das Wasch- und Spülssystem stationär oder je nachdem drehbar zu gestalten. Er betrachtete diese Frage geradezu philosophisch



Abb. 6: Gruppenbild mit Firmenschild Hobart-Martin: (v. l.) Rudi Köhler, Betriebsleiter; Mr. Hauser, Hobart Troy USA; Frau von Mr. Hauser; Heinrich Ide, Geschäftsführer Hobart Deutschland; Robert B. Meeker, Vice President Hobart International; Ronald Focht, Hobart Troy Engineering



und wir mussten gehorchen, denn er war auch unser Marketingexperte, basta. Meistens tendierte er zu dem, was die Konkurrenz gerade aus dem Zylinderhut zauberte.

Recht bald entkam ich diesem frustrierenden Geplänkel, um mich neuen Aufgaben zuzuwenden. Es ging darum, unseren Kunden Vorschläge zu machen, wie man Spülanlagen in deren Küchenbereich integrieren konnte und gleichzeitig Pläne für die Installation von Wasser, Abwasser und Strom zu erstellen.

Dieser spezielle Bereich war extrem ausbaufähig und blieb mir über die gesamte Zeit in der Fima anhängig.

Im Spätjahr 1960 verkaufte die Fima Martin ihre Spülmaschinenabteilung an den amerikanischen Hobart-Konzern „The Hobart Manufacturing Company Corp.“ in Troy Ohio, USA. Dieser Einschnitt war von langer Hand geplant.

Schon vor Jahren bestand ein kollegiales Verhältnis zwischen beiden Unternehmen. Man hatte sich auf Messen kennengelernt, man hatte begonnen, Erfahrungen und Konstruktionsprinzipien miteinander auszutauschen. Ja, die Spülmaschinen beider Marken begannen sich zu ähneln. Hobart war Weltführer in Maschinen für die Speisezubereitung und Küchenhygiene. Hobart war mit über 90% Marktanteil Marktführer weltweit und entsprechend global vernetzt. In Europa bestanden bereits aus der Zeit vor dem 2. Weltkrieg Vertriebs- und Fertigungsniederlassungen. Im Chilehaus in Hamburg gab es ein Verkaufsbüro mit angeschlossener Fertigung von Kartoffelschälmaschinen und Sahnebläsern, made in Germany.

In Offenburg änderte sich einfach alles. Die alten Chefs nahmen ihre Hüte, die neuen übernahmen das Kommando. Mitarbeiter mit Englischkenntnissen bekamen ihre Chance. Englisch war ab sofort unsere offizielle Dienstsprache in Wort

Abb 7: (links) Kasten-durchlaufmaschine

Abb. 8: (rechts) Serien-fertigung

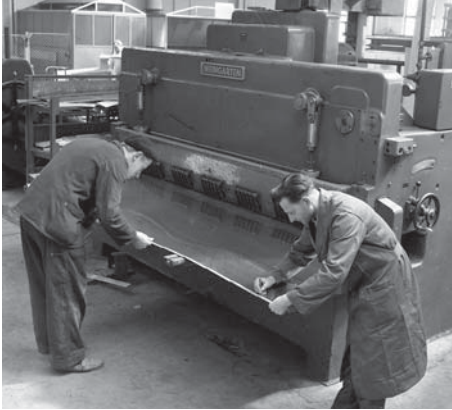


Abb. 9: (links) an der Blechscherer

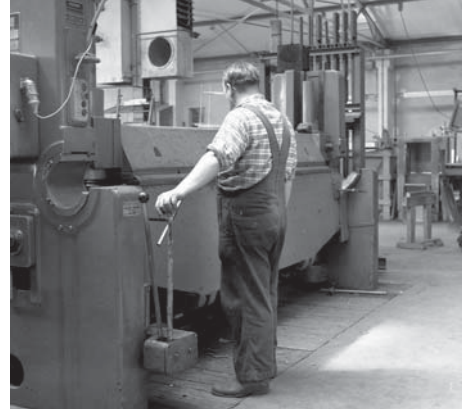


Abb. 10: (rechts) an der Blechbiegemaschine

und Schrift, ganz besonders im wachsenden Exportgeschäft. Die Umgestaltung der Produkte nach Hobart-Patenten und amerikanischen Technologien ging rasch vonstatten. US-Dollars flossen wenn auch spärlich in das Offenburger Unternehmen und lösten eine Welle von Innovationen und Investitionen aus. Wir waren über Nacht Mitglied der weltweiten Hobart-Familie. Und ich kam zu der Erkenntnis, dass sich die acht Jahre Schulenglisch büffeln am Ende für mich doch gelohnt haben und meiner Karriere nicht im Wege standen. Es kamen Amerikaner ins Management, die auf unsere Englischkenntnisse geradezu angewiesen waren, und das nicht nur in der Firma. Privat bedurfte es unserer Hilfe im täglichen Umgang mit den Behörden wie auch im Alltag. Auch das „after work“ brachte uns mit den neuen Besitzern zusammen und es entstanden so etwas wie Freundschaften.

Auf dem Gebiet der Konstruktion entwickelte sich ein reger Gedankenaustausch und die Impulse von den Marketingleuten setzten Maßstäbe. Es ging aufwärts, die Zukunft hatte begonnen. Auch für mich. Inzwischen als Abteilungsleiter für den Technischen Verkauf wurde ich Mitglied einer handverlesenen Gruppe von Experten, um die europäischen Unternehmen von Hobart fachlich zu unterstützen. Dazu gehörte die Erstellung technischer Dokumentationen oder auch Produktschulung und Entwicklung neuer Produkte. Neue Marktsegmente wurden erschlossen wie etwa der Vertrieb von Großfleischereimaschinen und automatischen Waagen und Etikettiermaschinen für Supermärkte, made in USA.

In der Anfangszeit war das Büro von Hobart in Hamburg zuständig für die Buchhaltung, bis dieses Personal nach Offenburg (unter Protest) versetzt wurde. Doch bald vermischte sich sprachlich deren Hamburger Akzent mit dem Badischen zu

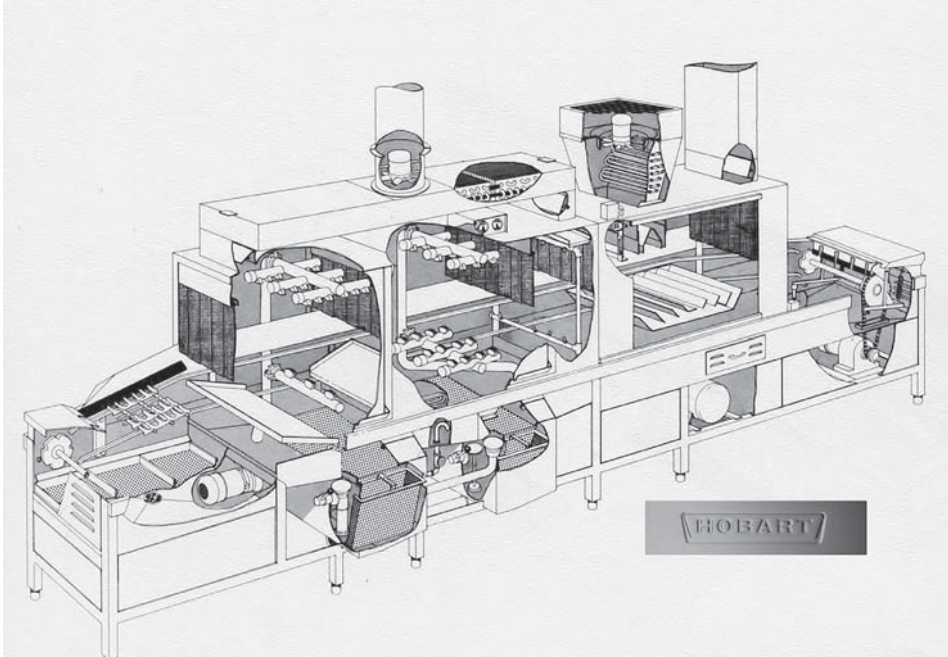


Abb. 11:
Bandspülmaschine

einem komischen Kauderwelsch. Immerhin stieg die Mitarbeiterzahl laufend, sodass auch die Bürofläche vergrößert und durch Zwischenwände verändert werden musste.

Das Fax war zwar erfunden, aber für unsere kleine Hütte nicht erschwinglich. Wir wichen in solchem Fall zum Franz Burda aus, mit dem unser amerikanischer Boss ein freundschaftliches Verhältnis pflegte.

Unsere Stenotypistinnen machten immer noch Kopien mit der Schreibmaschine auf Durchschlagpapier und für Fehlerkorrektur war das Tipp-Ex zur Hand. Größere Mengen von Kopien wurden auf eine Art Wachspapier getippt und auf der „GEHA“ durchgekurbelt. Die Techniker rechneten mit dem Rechenschieber, bis elektronische Rechner zu astronomischen Preisen auf dem Markt erschienen. Unsere Zeichenbretter muteten wie vorsintflutliche Saurier an. Einen PC zum Zeichnen hätten wir gut gebrauchen können. Gezeichnet wurde mit Tusche auf Transparentpapier und dann in einer Kopiermaschine auf Blaupauspapier belichtet, um in einem Entwicklerschrank minutenlang entwickelt zu werden. Der Umgang mit dieser Entwicklerflüssigkeit oblag jeweils einer Hilfskraft. Salmiakgeist als Entwickler wurde verwendet, welcher einem die Augen mit Tränen verschloss, aber die Nasenschleimhäute frei machte.



Abb. 12: Hobart-Logo
bis in die 1960er Jahre

Im Betrieb ging es immer noch wie in einer Werkstatt zu. Eine Blechschere und eine Blechbiegemaschine, da musste man Schlange stehen, bis man an die Reihe kam.

Dank unserer amerikanischen Spülmaschinenfachleute erfuhr das Produktprogramm einen enormen evolutionären Aufschwung.

Um das Zukunftsprojekt eines neuen Bandspülautomaten geheimzuhalten, wurde unser Chefkonstrukteur mit sei-

nem Zeichenbrett konspirativ in die Privatwohnung des amerikanischen Geschäftsführers in Klausur geschickt. Mir fiel die Aufgabe zu, die Verbindung zwischen dem Konstrukteur und der Firma aufrecht zu erhalten. So fuhr ich einmal am Tag in die Lessingstraße Nr. 6 oder so ähnlich, 3. Stock, „da bin ich, was gibt's Neues?“ Zu unserer Unterhaltung entdeckten wir auf dem Abort Playboy-Hefte, eine Entdeckung, die der zeitlichen Entwicklung des Projektes entgegenwirkte, nicht aber der Vertiefung unserer Englischkenntnisse.

Die Zeit floss schnell dahin. Die Räumlichkeiten am Holderstock waren zu klein geworden. Eine Umstrukturierung war fällig. Ein Teil der Bürobelegschaft wurde einer Europäischen Mutterfirma zugeteilt und in ein Gebäude in der Offenburger Heinrich-Hertz-Straße untergebracht. Die Abteilung nannte sich „European Operations“ und ich war mit von der Partie mit dem Auftrag des „Technical Sales Services“. Der Titel European Operations hieß für mich Reisen durch Europa, wenn nicht gar weltweit. Und so kam es dann auch.